

Leseprobe aus:

Nuala O'Faolain

Nur nicht unsichtbar werden

(S. 11 -16)



Als ich Anfang dreißig war, ging es mir ziemlich dreckig. Ich lebte allein in London und arbeitete bei der BBC als Producer. Der Mann, der mich zehn Jahre meines Lebens gekostet hatte und den ich sogar heiraten wollte, hatte mich verlassen. Ich kam nach Hause, und da lag ein Zettel auf dem Tisch: «Dienstag zurück». Ich wusste, dass er nicht wiederkommen würde. Und er kam nicht. Ich hätte es auch nicht wirklich gewollt. Es war vorbei. Aber mit mir allein wusste ich auch nichts anzufangen. Jede Nacht saß ich lesend im Sessel und trank billigen Weißwein. Ich sagte «Hallo», wenn sich der Kühlschrank rumpelnd in Bewegung setzte. Silvester wünschte ich dem Sprecher im Radio «Ihnen auch ein frohes neues Jahr». Ich war sehr depressiv. Ich bat den Arzt um eine Überweisung zum Psychiater.

Der Psychiater saß in seinem Büro. «Lassen Sie uns doch mal mit Ihrem Namen beginnen», sagte er aufmunternd. «Wie heißen Sie?» – «Ich heiße ... ich heiße ...» Ich konnte meinen Namen nicht sagen. Ich weinte. Der Rest der Sitzung versank in einem Meer von Tränen. Ich war einfach zu traurig, um auch nur ein Wort herausbringen zu können. Und ich war in England am falschen Platz. Mein Name war hier eine Hypothek.

Der Psychiater sah das ganz anders. Ich ging nur noch einmal zu ihm, aber da brachte ich zumindest ein bisschen über

meine Geschichte und mein derzeitiges Leben heraus. Irgendwann aber sagte er etwas, das den Schleier über meinem Unterbewusstsein ein bisschen lupfte: «Sie steuern direkt auf eine Katastrophe zu», sagte er. «Sie wiederholen das Leben Ihrer Mutter.» Schon als er es aussprach, wusste ich, dass er Recht hatte. Mammy hatte immer lesend in ihrem Sessel gegessen und getrunken. Bevor sie im Sessel saß, lag sie im Bett. Manchmal raffte sie sich auf und wankte hinunter zum Pub. Danach schleppte sie sich nach Hause und setzte sich in ihren Sessel. Dann ging sie ins Bett. Jahrzehntlang war sie in der Treitmühle gewesen, neun Kinder zu füttern, sauber zu machen und anzuziehen. Nun waren alle bis auf einen aus dem Haus. Mein Vater, sie und das letzte Kind waren umgezogen, und nun saß sie da. Sie hatte Geld von meinem Vater – allerdings nie genug, um ihr die Angst zu nehmen. Sie hatte nichts zu tun, und es gab auch nichts, was sie tun wollte, außer zu trinken und zu lesen.

Und hier war ich – halb so alt wie sie, von niemandem abhängig und nicht müde; ich saß nicht in der Falle, ich hatte einen interessanten, gut bezahlten Job, war gesund, und manchmal sah ich sogar ganz gut aus. Trotzdem war ich auf dem besten Weg, ihr Ödland um mich herum nachzubauen.

Es zieht sich wie ein roter Faden durch mein Leben, dass ich immer wieder versuchte, ihrem mächtigen und zerstörerischen Beispiel zu entkommen – in jeder Hinsicht. Für sie zählte nichts im Leben außer Leidenschaft. Sie hatte sie erlebt und hielt diesen Mythos von leidenschaftlichem Glück zumindest die ersten zehn Jahre ihrer Ehe aufrecht. Andere Arten von Beziehungen bedeuteten ihr gar nichts. An Freundschaft war sie nicht interessiert. Wenn sie je irgendwelche Gedanken oder Vorstellungen gehabt haben sollte, so hatte sie die nie mitgeteilt. Sie ähnelte eher einem scheuen Tier am Rand einer menschlichen Siedlung als einem Menschen mit-

tendrin. Sie las die ganze Zeit, aber nicht, um darüber nachzudenken, sondern weil sie finster entschlossen war, jede Reflexion zu vermeiden.

Was hatte sie so werden lassen? Ihr Vater – mein Großvater – hatte seine Memoiren hinterlassen, ein paar mit Füller geschriebene Seiten in einem linierten Schulheft. Er war eines von vierzehn Kindern eines Kleinbauern gewesen, und vielleicht hatte er sich deshalb immer mit so überschwänglichen Gefühlen an seine Familie erinnert, weil er sie, wie auch seine Brüder und Schwestern, so früh verlassen musste: Kinder wie er mussten sehr früh erwachsen werden. Sie wurden mit nichts als einem Pappköffchen in die weite Welt hinausgeschickt – gerade noch hatten sie gemütlich bei ihrem Stamm gesessen, da mussten sie schon die Treppen irgendeines Bahnhofs hinunterlaufen in eine Welt, in der sie völlig auf sich alleine gestellt waren. Nach außen hin wirkten sie überaus tüchtig, aber in Wahrheit waren sie noch Kinder.

Irgendwann in diesen Jahren, die meine Mutter nahezu aufgefressen haben, hatte es zu viele Kinder und zu wenig zu essen gegeben. Sie selbst war die mutterloseste Frau, die man sich vorstellen kann. Ihre eigene Mutter – so war dem wenigen, was ich von ihr hörte, zu entnehmen – war energisch und cholerisch gewesen. Sie hatte eine kleine Änderungsschneiderei im vorderen Raum des roten Backsteinhauses in der Clonliffe Road von Dublin besessen und nächtelang Leichenhemden für die Toten der Gemeinde genäht, bis sie langsam an Tuberkulose dahinstarb.

«Einmal warf sie ein glühend heißes Bügeleisen nach mir», war alles, was meine Mutter jemals mit düsterer Miene über sie erzählt hatte. «Sie meinte, ich hätte dauernd die Nase in einem Buch.» Aber da war meiner Großmutter schon ein Kind weggestorben. Und eine erwachsene Tochter starb zusammen mit der Mutter ebenfalls an Tuberkulose. Sieben wurden in einen

für diese Zeit ganz normalen, ordentlichen irischen Haushalt gegeben. Die Frau dort verließ niemals das Haus, hatte nie Geld und hörte nicht auf, Kinder zu kriegen. Meine Mutter tat alles, um zu diesem Leben so weit wie möglich auf Distanz zu gehen. Sie wuchs auf, ohne etwas gelernt zu haben. Sie wusste weder, wie man sich unterhält noch wie man ein Frühstück zubereitet, ein Paket verschnürt oder wie bestimmte Bäume oder Blumen heißen.

Als ich meinen Großvater kannte, war er schon seit Jahren verwitwet. Er träumte von Champion Greyhounds und humpelte die Clonliffe Road hoch zu einer Parkbank, wo er sich schleppend mit anderen alten Männern unterhielt. Ich wusste nicht, warum meine Mutter ihn fürchtete. Er aß Pfefferminzbonbons und las The-Saint-Krimis. Von seinem müffelnden Bett aus sagte er zu mir: «Gib mal die Hosen rüber.» Dann fummelte er in den Hosentaschen rum und gab mir ein paar Pennys. Er saß auf dem Stuhl, wenn er seine langen Unterhosen anzog, und sein Penis sah aus wie eine purpurne Versteinerung, die man vom Meeresboden hochgeholt hatte. Er erwartete, dass man ihm seinen Tee und ein Butterbrot zum Stuhl brachte. Die Verantwortung dafür, dass drei seiner Kinder exzessive Alkoholiker waren, hätte er im Zweifelsfalle weit von sich gewiesen. Seit Generationen werden die kinderreichen irischen Familien vom Alkoholismus zerstört, und niemand will dafür die Verantwortung übernehmen.

Meine Mutter wollte nichts mit Kindererziehung oder Haushalt zu tun haben. Aber sie musste. Weil sie sich in meinen Vater verliebt und ihn geheiratet hatte, war sie dazu verdammt, ein Leben als Mutter und Hausfrau zu führen. Sie hatte sich falsch entschieden. Manchmal treffe ich Frauen, die mich an sie erinnern, wenn ich in diesen Bed-and-breakfasts auf dem Land bin. Sie schütten Zucker aufs Feuer, damit es an-

geht, sie wischen den Boden mit einem stinkenden alten Lappen, und sie schicken nach wie vor die Kinder zum Einkaufen. Und sie fragen mich, halb kritisch, halb versonnen: «Und Sie – wollten Sie denn nie heiraten?»

Nur über eins wusste meine Mutter ganz genau Bescheid, und das war ihr Körper. Sie flog aus der Klosterschule, weil sie zu eng mit einem Mädchen getanzt hatte, das sie anbetete. Sie war über diese Strafe verblüfft, hatte sie doch noch nie etwas von Lesben gehört. Ich erinnere mich, dass einmal ein Roman von Henry Green bei uns herumflog, als ich ein Kind war. Auf dem Umschlagbild tanzten weiß gekleidete Mädchen zusammen im Halbdunkel. Als meine Mutter das sah, blühte sie für einen Moment auf: «Genau so war es damals gewesen, als ich in der Aula mit ihr tanzte.»

Jahrzehnte später, kurz bevor sie starb, kam eine etwas ältere Dame mit leuchtenden Augen in den Räumen des damaligen Council for the Status of Women auf mich zu. «Wie geht es Ihrer Mutter?», fragte sie, und es stellte sich heraus, dass sie die Angebetete von damals war. Ich habe mich nicht getraut zu fragen, was seinerzeit wirklich passiert war. Aber viel entscheidender war die Diskrepanz zwischen dieser lebhaften Frau, die durchaus statusbewusst war, und dem armen, unschuldigen und ignoranten Wrack, das meine Mutter darstellte, die in ihrer kleinen Wohnung zwischen Tatterich und runtergewürgtem Gin die Tage hinter sich brachte, während ihr Ehemann unbekümmert seinen Geschäften nachging. Dabin hatte ihre große Leidenschaft sie gebracht.

Ihre Urgroßmütter hatten noch erfahren, was Frauen tun mussten, um von ihrem Stamm beschützt zu werden. Aber als mein Großvater 1910 aus dem Exil in London zurückkam und beim Dubliner General Post Office arbeitete, gab es schon keinen Stamm mehr. Meine Mutter war auf sich selbst gestellt, aber ohne Hoffnung auf Unabhängigkeit. Heutzutage

verliert man selbst im öffentlichen Dienst nicht seinen Job, wenn man schwanger ist. Aber 1940 war Irland für Frauen die Hölle.

*

Für Männer sah die Welt ganz anders aus. Zeitungen und Rundfunk waren gerade dabei, sich zu öffnen. Mein Vater hatte als Lehrer in den dreißiger Jahren angefangen, und wenn er dabei geblieben wäre – jeden Nachmittag zu Hause und den ganzen Sommer lang Ferien –, dann hätten seine Kinder einen wunderbaren Vater gehabt. Aber er hatte viele Talente und er war ehrgeizig. Die Sommer über reiste er in Europa herum, er war sportlich und sprachbegabt, ein glücklicher, stolzer Patriot und unglaublich attraktiv.

Es gibt Fotos von ihm und meiner Mutter am Strand von Ballybunnion, alle beide mit weißen Zähnen und starken Gliedmaßen. Man sah ihr an, wie gut er ihr tat. Sie waren von Anfang an verrückt nacheinander. Sie wanderten über Howth Head, Bray Head und auf die Dubliner Berge, wo sie im Stroh miteinander schliefen. Er brachte ihr ihren ersten Drink, einen heißen Port an einem kühlen Abend. Sie heirateten sehr rasch eines Januarmorgens, weil meine Schwester Grainne sich schon unter Mammys Kleid wölbte.

Der Zweite Weltkrieg begann. Mein Vater trat 1939 in die Armee ein, er liebte das Soldatenleben. Bald darauf war meine Mutter wieder schwanger; er radelte vom Curragh Camp zum Rotunda Hospital, um mich zu begrüßen. Meine Kindheit verbrachte ich in Donegal, wo er stationiert war. Es gibt noch die ersten Seiten eines Briefes von ihm, in dem er versuchte, meiner Mutter den Umzug schmackhaft zu machen. Sie war nämlich erneut schwanger.

«*A chroidhe dhil*», schrieb er, «geliebtes Herz». Jahrelang